

ZeitZeugenBrief

Wir organisieren und vernetzen Erinnerungsarbeit ❖ März 2023



John und Christiane Shreve

Foto: Dagmar Behrendt

Vorwort von Eva Geffers

Dieser ZeitZeugenBrief beginnt mit einer anrührenden und hoch politischen Liebesgeschichte im Kalten Krieg, die ebenfalls am Valentinstag in der Seniorenfreizeitstätte Friedenau verlesen wurde. Dann folgen Erinnerungen an die Kindheit in der DDR, die mit den Möglichkeiten der Jugendlichen heutzutage verglichen werden. Mit dem Theaterstück „Lebendige Vergangenheit der Geschwister Laserstein“ setzt der Regisseur die Verfolgungsgeschichte jüdischer Berliner fort. (Teil 1 im ZeitZeugenBrief Sept. 2021) Hochspannend und informativ ist der Besuch der „Polizeihistorischen Sammlung“. Die dann folgenden vier Artikel spiegeln die Zeitzeugenarbeit aus der Sicht der Zeitzeugen und ihrer Gesprächspartner in ihrer Vielfalt wider.

Wenn „selbstbestimmt“ nicht vorgesehen ist

Von Karen Schneider

Per Beamer und mit persönlichen Fotos nimmt **John Shreve** seine Zuhörer in der *Landeszentrale für Politische Bildung* mit auf Zeitreise in das Berlin der 70er Jahre. Neben

Inhalt	
Geffers: Vorwort	1
Schneider: Nicht „selbstbestimmt“	1
Tellmann: Valentinstag	3
Pohl: Erinnerungen	4
Degner: Lebendige Vergangenheit	6
Splettstöhser: Polizeihist. Sammlung	7
Böhm: Zeitzeuge für die Ukraine	8
Brief von Johannes Grötecke	9
Ebel: Der Heilige Geist des Grauens	9
Taegner: Aufarbeitung der Geschichte	11
Gratulationen	12
Schreibaufruf, Ankündigung April	12

ihm sitzt seine Frau **Christiane Shreve**, geborene Friedrich. Ein ganz „normales“ Ehepaar, das sich unter nicht ganz normalen Umständen fand und unter fast unmöglichen Umständen zusammenblieb – weil es einen Zeitpunkt gab, an dem für beide ein Zurück nicht mehr in Frage kam.

Ob man in den 70er Jahren in der DDR oder in den USA aufgewachsen ist, macht für den persönlichen ‚Rucksack‘ natürlicherweise einen großen Unterschied. Wenn man sich trifft und die Inhalte ausbreitet, um daraus ein gemeinsames Gepäck zu schnüren, dürfte man ins Sortieren kommen – was passt da zusammen, geht das überhaupt? Christiane Friedrich, 1954 im Land Brandenburg geboren, fühlt sich der Familie und sozialen Sicherheit verbunden, für John Shreve, geboren 1952 in Missouri, muss das Privatleben mit demokratischen Werten und persönlicher Freiheit vereinbar sein. Hätte man neben die alten und etwas grauen Aufnahmen aus Ostberlin auch die Straßen von Missouri oder Montana an

die Wand geworfen, hätte es das Gesamtbild der Gegensätze sicherlich noch optisch unterstrichen.

Die beiden lernen sich 1977 in Ostberlin kennen. John Shreve hat zu dem Zeitpunkt Germanistik und Geschichte studiert und will eine Brieffreundin in Ostberlin kennenlernen. Christiane Friedrich arbeitete als Wirtschaftsingenieurin bei den Elektro-Apparate-Werke in Treptow. Schon bald wird aus dem Ausnahme-Besuch im Osten eine wiederkehrende Routine, die beiden wollen sich möglichst häufig sehen. Mehr als ein Tagesvisum ist für John Shreve allerdings nicht zu bekommen. Er beschreibt, als die Bindung immer enger wird, das ermüdende Ausreisen kurz vor Mitternacht, nur um nach Mitternacht wieder in die *Deutsche Demokratische Republik* zurückzukehren. Das Grenzpersonal kennt ihn bereits, viele Kontakte sind freundlich, und das absurde Hin- und Her spielt keine Rolle, solange die formalen Vorschriften eingehalten werden. Ausnahmen bestätigen die Regel – so, als er wegen eines Flecks auf sei-

ner Jacke Ärger mit einem Zollbeamten bekommt, weil der das als Respektlosigkeit gegenüber dem Staat auslegt und eine Wiedereinreise ablehnt. Aber nicht nur wegen des innerdeutschen Hin- und Her über die Grenze bleiben so einige Nächte schlaflos. Im Tuschkasten des Lebens haben sich in das Rosarot der Liebe längst auch dunkle Farbtöne von Zweifeln und Ängsten gemischt. Sich zu trennen scheint irgendwann mehr Aussicht auf Erfolg zu haben, als die Beziehung zwischen DDR-Bürgerin und Klassenfeind fortzusetzen. Funktionieren tut es allerdings nicht, das Zusammensein ist schwierig, Distanz zu halten unmöglich. Nach zwei gescheiterten Versuchen, sich nicht mehr zu sehen, beschließt Christiane Friedrich, einen Ausreiseantrag zu stellen. Es ist für sie ein schwerer Entschluss, lange abgewogen und gewälzt, aber als die Entscheidung steht, ist es emotional eine Erleichterung. Es ist ein immerhin nicht völlig unmöglicher Weg, auch wenn sie weiß, dass er seine Konsequenzen haben wird. Schließlich ist es dann auch der Ausreiseantrag, durch den Christiane beginnt, ihr eigenes Land noch einmal durch neue Augen wahrzunehmen, und ihr innerer Widerstand wächst. Es folgt eine Zeit des Wartens, in der John seine berufliche Entwicklung zunächst hintenanstellt und Christiane, als Gruppenleiterin abberufen, vom Betrieb in die Produktion versetzt wird. Eine Zeit, in der man nicht einschätzen kann, was als nächstes passiert und in der sich John an politische Vertreter seiner Heimat wendet, ohne eine Antwort zu bekommen. Es ist die Zeit, in der sich eine gemeinsame Tochter ankündigt. Die beiden bekommen nicht mit, was in diesen Monaten hinter ihrem Rücken geschrieben und verhandelt wird, ohne dass sie einbezogen werden, weder die Bemühungen US-amerikanischer Senatoren noch all die Warnhinweise und Anmerkungen, die ihren Weg in die Stasi-Akten finden.

Letztlich entscheidet die Diplomatie zweier Länder, dass das Paar endlich heiraten darf. Das bedeutet für John Shreve zwar immer noch keine Arbeiterlaubnis oder dauerhafte

Aufenthaltsgenehmigung, aber erstmals ein erweitertes Visum, das dem täglichen Rein- und-raus ein Ende bereitet, eine Erleichterung der Lebensumstände – und einige Monate später passiert es dann doch noch, auch der Ausreiseantrag wird bewilligt! Da ist schon das zweite Kind unterwegs. Die Staatsbürgerschaft möchte Christiane dennoch behalten, es erleichtert den Kontakt zur Familie. Nach fünf Jahren reist Christiane Friedrich als Mrs. Shreve in die USA ein. Aber der *American Way of Life* wird nicht der ihre, das erste Zuhause ihrer dreiköpfigen Familie bleibt fremd. Die fehlende staatliche Absicherung in den USA verunsichert sie. Nach einem halben Jahr geht es zurück nach Berlin, dieses Mal in den Westen. John Shreve, ein berufliches Chamäleon, promoviert, ist Musiker, schreibt Bücher. Auch diese „wahre Geschichte aus absurder Zeit“, wie John Shreve es untertitelt, hat er inzwischen als Buch publiziert. „Liebe im Kalten Krieg“, so heißt es und darum geht es – eine Liebesgeschichte und Familiengründung, wie sie das Leben täglich bereithält, aber im Kalten Krieg zum Machtspiel der Politik wird. Das Buch ist eine Fülle von Alltag, der nicht alltäglich ist. In das Buch eingearbeitet sind die Akten der Stasi, in die das Ehepaar inzwischen Einsicht hatte. Sie nehmen halb erstaunt, halb amüsiert zur Kenntnis, dass ihre „Bindung“ dort als „nicht echt“ eingeschätzt wurde. In Sachen Liebe fehlten im Ministerium für Staatsicherheit dann wohl doch die richtigen Fachleute. Gut, dass die wiederum das Leben selbst hervorbringt, auch unter schwierigsten Umständen.

**Valentinstag in der Senioren-
Freizeitstätte in Friedenau in der
Stierstraße
Von Elli Tellmann**

„Man kann es nicht hör'n,
Man kann es nicht seh'n,
Es tut oft weh und es ist doch schön,
Es ist kein Wein, doch es geht ins Blut,
und es tut, es tut so gut.

Es ist kein Gold, doch es macht reich,
Ein Herz aus Eisen wird davon weich.
Es ist kein Feuer, aber es brennt.
Sag mir, wie man das nennt!“
(Schlagertext von Paola, 1981)

Das Lösungswort des Rätsels: die Liebe

Das Thema „Liebe“ stand am 14.2.2023, am Valentinstag, im Mittelpunkt des vergnüglichen Nachmittags, den Frau Özlem Topuz, die Einrichtungsleiterin der Senioren-Freizeitstätte, ihren Gästen präsentierte.

Thematisch passend und liebevoll geschmückt bot der gemütliche Versammlungssaal des Hauses ein reizendes Ambiente: knallrote Herzen allüberall, Luftballons leicht schwebend im Raum und natürlich bunter Blumenschmuck.



Valentinstag in der Seniorenfreizeitstätte Stierstraße
Vorn im Bild das Ehepaar Shreve
Foto: Elli Tellmann

Charmant moderierend führte Frau Topuz durch das Programm. Paare mit langer Beziehungsdauer wurden geehrt und Musikalisches angeboten. Beim Dauerbrenner des Sängers Drafi Deutscher „Marmor, Stein und Eisen bricht, aber unsere Liebe nicht“ wurde zwar nur schüchtern mitgesungen, aber sicher fühlten sich viele Gäste an ihre Jugendzeit erinnert. Nachdem Kaffee und Kuchen regen Zuspruch gefunden hatten, stand der dialogische Lesevortrag des Ehepaars Shreve auf dem Programm. Die beiden Eheleute, die sich bereits als Zeitzeugen im

HALBKREIS vorgestellt haben (s. Bericht in dieser Ausgabe), erzählten über ihre höchst ungewöhnliche Liebesgeschichte in Zeiten des Kalten Krieges.

Der Auftritt des Sängers Arutjun Kotchinian und der Pianistin Ivanna Nelson versetzte das Publikum durch die Darbietung von populären Liebesliedern aus aller Welt in eine romantische Stimmung. Klassiker wie „Love me tender“ oder „Strangers in the night“, aber auch Songs von Hildegard Knef und das französische Chanson „La vie en rose“ von Edith Piaf ernteten begeisterten Applaus. Am schwungvollen Abschluss dieser musikalischen Darbietung ertönte das italienische Lied „Funiculi, Funiculá“, das unter lautstarkem Mitsingen der Gäste durch den Saal schallte.

Beschwingt und beseelt verließen die zahlreichen Gäste am späteren Nachmittag die Senioren-Freizeitstätte.

Erinnerungen

Von Hans-Dieter Pohl

Es ist ziemlich genau zwölf Jahre her, dass ich als Zeitzeuge in einem Gymnasium in Leipzig war. Dort hatte es – organisiert vom Bildungswerk Sachsen der Deutschen Gesellschaft – ein Projekt zum Thema „Demokratie braucht Erinnerung“ gegeben mit dem Teilthema „Flucht und Neuanfang im Westen“. Als ich meine Erinnerungen zum Warum und Wie meiner Flucht zum Besten gegeben hatte, meinte die recht junge Lehrerin in einem anschließenden Gespräch, dass sie regelmäßig von ihren Schüler*innen Widerspruch erfahre, wenn sie zu dem Thema etwas sage („Meine Eltern erzählen mir das aber ganz anders ...“). Deshalb sei mein Zeitzeugenbeitrag auch für sie recht wichtig gewesen.

Im Sommer letzten Jahres war ich für die ZZB an einem Gymnasium in Falkensee, wo ich am Ende der Veranstaltung von einer Schülerin gefragt wurde, ob sich meine Sicht auf die DDR im Laufe der Jahre geändert

habe. Meine Antwort war wohl eher nichtssagend, aber die Frage begleitet mich seitdem. Hier der Versuch einer Antwort:

Wenn ich als Zeitzeuge gefragt werde, warum und wie ich als 17jähriger die DDR verlassen habe, dann liegt es in der Natur der Sache, dass Ursache und Entstehung der Konflikte, die zum Entschluss und anschließend dessen Umsetzung führten, im Vordergrund stehen. Wie ich die Zeit davor erlebt – oder jedenfalls in Erinnerung – habe, spielt dabei regelmäßig keine Rolle.

Dabei sind von den Jahren 1945 bis 1958 – also von meinem vierten bis zu meinem 17. Lebensjahr – mindestens fünf Jahre, die reich sind an Erfahrungen und Erinnerungen – selbst für heutige Verhältnisse.

„Ferien auf dem Bauernhof“ – heute muss man dafür bezahlen; ich hatte das umsonst. Ich war vielleicht neun oder zehn, als ich für einige Jahre fast alle Ferien auf einem Bauernhof zubrachte. Der Hof – ca. 10 km entfernt von unserer Stadtwohnung in Crimmitschau - wurde bewirtschaftet von entfernten Verwandten – für mich Onkel, Tante und zwei „Cousins“ auf dem Weg ins Erwachsenenalter. Ackerbau und Viehzucht auf ca. 12 ha und 3 ha Wald – heute wäre das allenfalls eine Nebenerwerbslandwirtschaft ohne Überlebenschance. Und ich lernte die Hühner zu versorgen, den Kälbern während der Entwöhnungszeit Milch aus dem Eimer zu geben. Wie rau eine Kälberzunge sein kann, hätte ich mir nicht vorstellen können. Allmählich wurde ich auch mit „richtigen“ Arbeiten betraut, also im Kuhstall zu misten, Schweine zu füttern usw. Und Kühe auf die Weide zu treiben und darauf zu achten, dass sie nicht in die angrenzenden Getreidefelder gehen, war mit dem gut abgerichteten Hütehund kein Problem, sondern geradezu genussvolle Freizeit.

Zur Getreideernte zogen die zwei Kaltblüter einen Mähbinder, und ich hatte – mit anderen Helfern - die Aufgabe, die Garben zu Puppen zusammenzustellen. Nach einiger Zeit wurde die Ernte „eingefahren“, also die Garben auf einen von den Pferden gezogenen Leiterwagen

zu einem „Fuder“ aufgeschichtet und zur Scheune gebracht. Dabei hatte ich die Pferde am Zaumzeug immer Stück für Stück zu führen, um den Ladevorgang zu beschleunigen. Ein Cousin war geradezu ein Künstler beim „Fuderbauen“, denn es musste auf jeden Fall verhindert werden, dass auf dem Weg zur Scheune die Garben herunterfielen. Andererseits sollte das Fuder möglichst hoch gebaut werden, um nicht so oft fahren zu müssen.

Wenn die Ernte „eingebracht“ war, musste das Getreide gedroschen werden. Das war angesichts der Stromknappheit nur nachts zulässig. Und da war es in der Scheune dunkel, die Dreschmaschine war laut, und staubig war es auch. Meine Aufgabe bestand darin, das Bindegarn um die Garben aufzuschneiden und die Halme – Ähren voran – auf den Dreschtisch zu packen, damit die Bäuerin die Halme in die Dreschmaschine schieben konnte. Es tat meinem Ego durchaus gut, so „gebraucht“ zu werden, und wenn ich zu müde wurde, durfte ich auch schlafen gehen. Und selbst das war besonders, denn anders als in der „Stadtwohnung“ hatte ich ein eigenes kleines Zimmer mit Bett, Nachtopf und Nachttischlampe und ein Realienbuch aus der Kaiserzeit mit Geschichte, Technik und Naturwissenschaften. Und manchmal war sogar der Badeofen geheizt, und ich genoss ein Wannenbad geradezu Luxus pur, denn in unserer Stadtwohnung gab es nicht einmal fließendes Wasser.

Ich war sicher schon „eine Weile dabei“, als man mir auch zutraute, die Pferde anzuschirren. Es war – der Bauer verwendete ein Kumtgeschirr – nicht ganz einfach, das schwere Kumt über den Kopf des großen Pferdes zu heben und dabei so vorsichtig zu sein, dass es nicht scheute. Das Gebiss – eine Art Trense – anschließend durch das Maul des Pferdes zu ziehen, damit man das Tier besser lenken kann, brachte eine neue Erfahrung: Wie weich doch eine Pferdezunge sein kann.

Wenn dann nach der Rüben- und Kartoffelernte im Herbst der Arbeitsalltag sich auf die

Routine Füttern – Melken – Misten beschränkte, gab es auch jedes Jahr das Schweineschlachten mit Wellfleischessen als Teil der Wurstzubereitung. Ich hab's genossen. Und ich bin nicht sicher, ob ich es gewagt hätte, viele Jahre später mit einem Zweispänner vor einem Planwagen mit Frau und drei Kindern eine Woche durchs Sauerland zu fahren. Ich wusste sogar noch, wie man mit Kreuzzügeln umgeht.

In der gleichen Zeit meiner „frühen Jugend“ durfte ich noch eine andere Erfahrung machen, die mich mein Leben lang begleitet hat. In Crimmitschau wurde das alte Stadttheater „wiederbelebt“, und zwar mit allen Sparten, also Oper, Operette, Ballett und Schauspiel. Angesichts der Einwohnerzahl von nicht mehr als 30 000 ein Unterfangen, das sich nur mit der üppigen Kulturpolitik der jungen DDR erklären lässt.

1952 mag es gewesen sein, als die Oper „Tosca“ auf den Spielplan kam. Ermuntert von meiner Mutter bewarb ich mich als Komparse und wurde genommen. Im 1. Akt hatte ich zusammen mit einem zweiten Komparsen Altarkerzen anzuzünden und im weiteren Verlauf des 1. Aktes auch mit dem Chor mitzusingen. Die Oper stand die ganze Saison auf dem Spielplan, und wir bekamen pro Vorstellung 2,50 Mark. Manchmal „gastierten“ wir auch an anderen Orten, machten also „Abstecher“, und da erhielten alle 5,- Mark „Diäten“. Diese Einnahmen waren die Basis für den Erwerb eines eigenen Fahrrades.

Wenn es auf Abstecher ging, fuhr das Ensemble mit einem Reisebus. Und ich erinnere mich, dass wir einmal hinter einem Kleinlaster hinterherfahren, dessen Ladefläche mit einer Plane abgedeckt war. Aus der Plane lugten zwei Schweinehälften hervor. Als sich das eine Weile so hinzog, begann der Held der Oper, Mario Cavaradossi, der vorn rechts neben Floria Tosca saß, zu singen „Wie sich die Bilder gleichen“, die Zeile einer Arie des Cavaradossi aus dem 1. Akt der Oper.

Gegen Ende der Spielzeit tauchte meine Mutter, die Chorsängerin war, während des

Gesangs neben mir auf, unterbrach ihren Gesang und flüsterte mir ins Ohr: „Junge, hör auf, du bist im Stimmbruch.“

Was mir heute noch Schauer über den Rücken jagt, ist Cavaradossis Arie zu Beginn des 3. Aktes, wenn der wegen Fluchthilfe für den Freiheitskämpfer Angelotti zum Tode verurteilte Maler Cavaradossi auf seine Hinrichtung wartet und seine Verzweiflung in den Nachthimmel über der Engelsburg geradezu hinausschreit. Da kann – jedenfalls für mein Gefühl – Figaros Hochzeit nicht mithalten. Weil wir noch Schulkinder waren, schickte man uns nach dem 1. Akt immer nach Hause. Deshalb konnte ich diese wundervolle Arie nur hören, wenn wir auswärts spielten.

Einmal Ministrant – immer Ministrant war ich in der folgenden Spielzeit in der Oper „Cavalleria rusticana“ wieder einer von zwei Komparsen. Diese Oper ist ein Einakter und wird üblicherweise mit einem Ballett als zweitem Teil kombiniert. Ein Jahr älter und zunehmend pubertätsbedingt neugierig auf das wesentlich schönere Geschlecht, waren die Abstecher - schon bedingt durch die Enge der Garderoben - wiederum sehr interessant. Aber wir bewunderten die Tänzerinnen auch deshalb, weil wir mitkriegten, wenn sie blutige Zehen in die engen Schuhen einzwängten, um anschließend auf der Bühne leichtfüßig Spitze zu tanzen, geradezu zu schweben.

Nach der Spielzeit reichten meine Einnahmen zusammen mit einigen Briefumschlägen mit Geldgeschenken anlässlich der Konfirmation für mein erstes Fahrrad.

Keine genauere Erinnerung habe ich an meine Aufgabe als Teil des Bühnenvolkes im Weißen Rössl. Anders eine Spielzeit später als einer von drei Azubis in der Oper „der Waffenschmied“. Hier hatten wir die dramatisch bedeutsame Aufgabe, bei Gelegenheit einer Rauferei um eine Ritterrüstung das Schwert so laut auf den Bühnenboden zu knallen, dass es musikalisch exakt Auslöser für ein Verstummen des Orchesters war. Meistens gelang uns dies.

Es gibt den Spruch, wonach die Erinnerungen um so reicher werden, je weniger Zeit noch vor einem liegt. Das mag sein, aber so sind sie eben, meine Erinnerungen an eine glückliche Zeit, die ich hatte.

Aber die Ehrlichkeit gebietet es auch, zwei Dinge zu erwähnen, schon deshalb, um mich nicht dem Verdacht einer DDR-Nostalgie auszusetzen: Die Zeit der „Ferien auf dem Bauernhof“ wäre 1960 zu Ende gewesen, als der letzte Einzelbauer Mitglied einer LPG geworden war. Und etwa seit der gleichen Zeit wurde das Stadttheater Crimmitschau vom Theater in Zwickau „bespielt“, das Crimmitschauer Ensemble also aufgelöst. Schade, aber sicher ökonomisch und kulturpolitisch vernünftig.

Vor einigen Tagen habe ich gelesen, wie viel Zeit junge Menschen mit der Nutzung der sogenannten sozialen Medien, also TikTok, Instagram und wie die sonst noch alle heißen, zubringen: Bis zu 6 Stunden täglich. Und ich bin nicht sicher, ob ich der Versuchung, wenn ich ihr heute ausgesetzt wäre, widerstehen könnte. Aber was wäre mir dann entgangen an schönen Erinnerungen? Deshalb sage ich oft – wenn ich gefragt werde: Nochmal jung sein? Ja, aber nicht heute.

Oder wie der Schauspieler Kiefer Sutherland neulich in einem Interview sagte: „Die Kinder heute tun mir Leid.“

Lebendige Vergangenheit: „Laserstein Ort III die Laube“

Von Renate Degner

Für die ZZB-Septemberausgabe 2021 schrieb ich über die szenischen Realisierungen des Vajswerk Recherche Theaters, das die beiden jüdischen Schwestern Lotte (Malerin) und Käte (Lehrerin) Laserstein an zweien ihrer Wohnorte im Berlin der Nazizeit vorstellten.

In der aktuellen Vorstellung wurde vorwiegend über Käte Laserstein und Rose Ollendorff, sowie Lucie Friedländer berichtet, und

zwar am Ort ihres mehr als dreijährigen Verstecks in der Laube der nichtjüdischen Lehrerkollegin Laura Kopisch, in der Rheingau-Anlage in Schmargendorf. Von 1942-1945 lebten sie dort, ohne Trinkwasser und Strom, ohne Lebensmittelkarten oder der Möglichkeit, sich oder ihre Kleidung mit Warmwasser zu waschen. Dies hatten sie wohl gelegentlich auf der Toilette eines Restaurants erledigt, in das sie sich im Dunkeln hinschlichen. Mit Nahrungsmitteln versorgt wurden sie von wenigen wohlmeinenden früheren KollegInnen. Unter schwierigen Bedingungen, denn es sollte nicht sichtbar werden, dass dort zwei, später drei Frauen versteckt lebten.

Wie sich das in der kalten Jahreszeit anfühlen könnte, so zu leben, erfuhren wir TeilnehmerInnen hautnah. Während des 45-minütigen „Spaziergangs“ wurden nicht nur Nullgrade aufgezeigt, sondern es schneite auch noch. Der wahrscheinliche Ort dieser Laube wurde vom Rechercheteam in das städtische Szenario assoziiert. Auf der einen Seite die eindrucksvollen Gebäude einer (damals für Lehrlinge genutzten) Einrichtung, auf der anderen Seite jetzt die Hochhäuser der Schlangebader Straße. Damals teilweise noch Laubengebiet: das „Binger Loch“, dessen Name auf einen morastischen Untergrund zurück zu führen ist.

Die detaillierteren Informationen zum Leben der Frauen wurden vor allem über die Entschädigungsanträge von Laserstein und Ollendorf öffentlich zugänglich. In ihnen legten mehrere ZeugInnen akribisch offen, wo und wie die Jüdinnen in der Laube (bzw. auch vorher klandestin kurzzeitig in Wohnungen) gelebt hatten. Sie wurden letztlich mit fünf Mark pro widerrechtlichem Tag der Enteignung und Vertreibung entschädigt.

Käte und Rose arbeiteten nach dem Krieg wieder als Lehrerinnen in Berlin, Lucie nahm sich 1945 das Leben. Das Vajswerk Theater bleibt ihnen mit weiteren Veranstaltungen auf der Spur.

Die ZZB in der Polizeihistorischen Sammlung – ein Ausflug der besonderen Art.

Von Jens Splettstöhser



Mitglieder der ZeitZeugenbörse vor dem Polizeipräsidium

Foto: Jens Splettstöhser

Im letzten ZeitZeugenBrief des Jahres 2022 berichteten wir über den Vortrag des Leitenden Polizeidirektors a.D. Hartmut Moldenhauer über die Vereinigung der Polizeibehörden Berlins in Ost und West.

Teilnehmer dieser Veranstaltung erinnern sich vielleicht nicht nur an den hochinteressanten Inhalt, sondern auch an die besondere persönliche Note, die der Vortragende immer wieder einzubringen vermochte und die unter anderem die Einladung an interessierte Zuhörer beinhaltete, die Polizeihistorische Sammlung im Polizeipräsidium zu besuchen.



Tresoreinbruch bei Hertie in der Wilmersdorfer Straße am 27.5. 1965

Foto: Jens Splettstöhser

Und so war es auch Herr Moldenhauer selbst, langjähriger Ehrenamtler dieses ganz besonderen Kleinods in der Berliner Museenlandschaft, der am 15. Februar 14 interessierte Ehrenamtlerinnen und Ehrenamtler durch die Dauerausstellung führte und sowohl über die historische Entwicklung der Berliner Polizei, als auch über spektakuläre Kriminalfälle berichtete.

Beginnend mit der Ernennung des Karl Justus Gruner zum ersten Polizeipräsidenten im Jahr 1809 über die Gründung der Schutzpolizei im Revolutionsjahr 1848, über Kaiserzeit, Weimarer Republik, Nazi-Diktatur, Wiederaufbau, Wiedervereinigung bis hin zur Neuzeit schlug Herr Moldenhauer einen großen Bogen, garniert mit spektakulären Kriminalfällen aus allen Epochen, wie die des Serienmörders Großmann, der Raubzüge der Gebrüder Saß bis hin zu den Zehlendorfer Tunnelräubern.

Viele dieser Geschichten sind verfilmt worden und werden durch die im Museum ausgestellten originalen Exponate noch einmal eindrucksvoll ins Gedächtnis gerufen.

Ein Besuch also, der sich allemal lohnt und auch ohne „persönliche Beziehung“ möglich ist. Lediglich eine vorherige Anmeldung ist erforderlich. Näheres lässt sich über die Internetseiten

<https://www.berlin.de/polizei/verschiedenes/polizeihistorische-sammlung/> und <http://www.phs-berlin.de/> erfahren.

Vier Berichterstattungen zur Zeitzeugenarbeit

Zeitzeuge für die Ukraine Von Günter Böhm

Zerstörte Häuser, obdachlose Menschen, Chaos des Krieges – die heutigen Bilder aus der Ukraine sind für alte Zeitzeugen wie mich auch Erinnerungen an das dort von der NS-Wehrmacht im 2. Weltkrieg angerichtete

Elend. Die von damals noch bekannten Ortsnamen verstärken diesen Rückblick auf die 1940er Jahre.

Darüber zu sprechen, wie es im 2. Weltkrieg und danach gewesen ist, das stand im Mittelpunkt eines Zeitzeugen-Interviews des ukrainischen TV-Senders „Inter“. Das Foto zeigt die ukrainische Journalistin Tetjana Logunova mit ihrem Kameramann Suava Frolov in einem Cafe am Zehlendorfer Mexikoplatz (Das Gespräch in einer Senioren-Freizeitstätte zu führen, war wegen bürokratischer Hürden des Bezirksamtes leider nicht möglich).



Die ukrainische Journalistin Tetjana Logunova beim Interview mit dem Zeitzeugen Günter Böhm.
Foto: Privatbesitz

Die Journalistin erkundigte sich nach dem Ausmaß der Zerstörungen, die der 2. Weltkrieg in Berlin angerichtet hat. Sie wollte wissen, wie die Trümmer beseitigt wurden. Und ich erzählte von der Abräumung der Ruinen und der Wiederverwendung der Steine und der Gesteinsbrocken; sie wusste von der legendären Arbeit der Trümmerfrauen. Ich schilderte ihr die Kundgebung auf dem Platz vor dem Rathaus Schöneberg nach Ende der Blockade 1949, auf der das damalige Stadtoberhaupt Ernst Reuter den Beginn des Wiederaufbaues zerstörter Wohnungen verkündete. Wir sprachen über die Finanzierung durch den US-Marshallplan, worauf noch heute an manchen Häusern Plaketten mit dem Berliner Bären, dem Wort Aufbauprogramm und der Jahreszahl hinweisen. Die Zerstörungen in der Ukraine, deren Umfang derzeit auf 600 Milliarden Euro geschätzt wird, könnten mit russischem Geld behoben

werden. Jetzt ist der Ukraine erst einmal Frieden zu wünschen.

Sehr geehrte Frau Tellmann, (Mail an die Zeitzeugenbörse vom 10.2.23)

Sie fragen nach der Veranstaltung mit Herrn Topf. Das Thema "**Topf und Söhne**", also die Verstrickung deutscher Unternehmen in die Shoa, hat die Jugendlichen sichtlich beeindruckt. Auch die berufliche Vita sowie der Einsatz von Herrn Topf für die Aufarbeitung und Erinnerung wurde gewürdigt. Gut war auch seine Idee, zur Erläuterung einen Film/Video über die Firma zu zeigen. Und die Jugendlichen waren sich bewusst, einen der letzten Zeitzeugen zu erleben, der in der NS-Zeit geboren wurde und darüber authentisch berichten konnte.

Die Jugendlichen hätten sich gewünscht, dass Herr Topf noch mehr auf ihre Fragen eingeht. Und eher kürzere Antworten gibt. So war es für manche etwas schwer, einen roten Faden, eine Struktur zu erkennen.

Genügt Ihnen das?

Vielen Dank für die Vermittlung!

Mit freundlichem Gruß

Johannes Grötecke, Alte Landesschule Korbach

Der Heilige Geist des Grauens im HJ-Internat

Von Hans Ebel

Hans Ebel, Jahrgang 1932, stammt aus Berlin. Von 1943 bis 1945 besuchte er das Internat der Hermann-Lietz-Schule auf Schloss Ettersburg bei Weimar. Seit 1950 lebt er in Hamburg.

1943 kam ich aus der Schule und hörte, dass ich eine Jungvolk-Uniform tragen müsse. Mein Vater weigerte sich, mir eine zu kaufen. Nicht aus Geldgründen – er war Direktor einer großen Versicherung –, sondern weil er Gegner des Nationalsozialismus war. Er

hätte in die NSDAP eintreten müssen. Um dem zu entgehen, dachte er sich wohl, wenn er mich ins Internat der Herman-Lietz-Schule auf Schloss Ettersburg schickt, die auch eine militärische Ausbildung verfolgte, tut er was Gutes. Diese Schule hatte vor meiner Zeit nämlich auch ein später berühmter Nazi besucht: Wernher von Braun.

Zu Hause war mein Vater gewalttätig. Er prügelte mir Mathematik mit dem Rohrstock ein und schlug auch meine Mutter. Heute würde man ihn sicherlich wegen körperlicher Gewalt verurteilen. Wegen seiner Gewalttätigkeit war ich froh, ins Internat zu kommen, weg von zu Hause. Bis zu diesem Zeitpunkt war jedes Wissen über die Nazis von mir ferngehalten worden.

So kam ich als Elfjähriger ins Internat auf Schloss Ettersburg bei Weimar. Die schulische Ausbildung dort hat mir gut gefallen. Nachmittags wurden die Schularbeiten immer von einem Lehrer betreut, den man fragen konnte, wenn man etwas nicht verstanden hatte. Das hat mir sehr geholfen. Bei meinem Klassenlehrer weinte ich mich auch aus, wenn ich Heimweh hatte.

Jeden zweiten Tag war HJ-Unterricht. Man musste alle Daten und Fakten über Hitler und sein Regime auswendig lernen und wie das Vaterunser aufsagen können. Wenn man Fehler machte, wurde man bestraft. Ich verwechselte immer Beethoven mit Richthofen, dem Jagdflieger. Wie sollte ich wissen, wer Beethoven war? Denn bei uns zu Hause hatte mein Vater verboten, das Radio anzustellen, weil da nur die Nazipropaganda rauskam. Ich wusste nichts von dem Nazikram. Und auch nichts von Beethoven.

Schon bald hieß es im Internat: „Hier erscheint jetzt der Heilige Geist.“ Das musste jeder Schüler erleben, der neu war. Die Hitlerjungen waren auch die Stubenältesten. Sie schnappten mich, schleppten mich in den Waschraum, zogen mich nackt aus und legten mich in die Waschrinne. Dann drehten sie über mir die Kaltwasserhähne an. Das war schlimm für mich.

Fiel man im HJ-Unterricht, beim Schrank- oder Bettenappell, negativ auf oder machte

einen Fehler, erschien wieder der „Heilige Geist“: mit eiskaltem Wasser oder fiesen Exerzitien. Es kam von Seiten der HJ-Führer außerdem sogar zu sexuellen Übergriffen an den jüngsten Mitschülern aus dem Nebenzimmer. Sie wurden darüber zum Stillschweigen gezwungen mit der Drohung: „Wenn du darüber Meldung machst, willst du besser nicht geboren sein!“ Wenigstens *das* blieb mir erspart.

Die HJ auf Ettersburg war eine Nachrichten-Hitlerjugend, und das Internat war ausgerüstet mit Feldtelefonen und allem, was dazu gehört. Damit wurden Übungen absolviert. Einmal wurden Telefonkabel gestohlen. Ich erfuhr, dass Mitschüler versucht hatten, einen Detektorapparat zu bauen, mit dem sie einen Radiosender empfangen konnten. Mit dem Telefonkabel, das sie von Zimmer zu Zimmer quer über den U-förmigen Innenhof spannten, hofften sie, mehr als nur einen Rundfunksender zu empfangen. Es klappte nicht, sondern sie wurden erwischt. Zur Strafe hieß es für die beiden: Spießrutenlauf.

Dazu hatten wir Mitschüler uns alle in Spalierformation aufzustellen, und die beiden Delinquenten mussten, nur in Turnhosen, hindurchgehen. Mit unseren Gürteln schlugen wir auf sie ein. Beide waren älter als ich, so dass ich nicht wagte, so doll zuzuschlagen. Das bemerkten die HJ-Jungen natürlich sofort! Bei denen war ich sowieso als Memme und Muttersöhnchen verschrien und hatte ja auch noch nicht mal eine Jungvolk-Uniform, sondern nur Zivilklamotten. Zur Strafe blieb auch mir elfjährigem Knirps der Spießrutenlauf nicht erspart! Gleich nach den beiden Mitschülern musste ich da durchlaufen und wurde mit Koppeln und Gürteln auf den nackten Rücken geschlagen.

Das Internat befand sich in der Nähe des KZs Buchenwald. Mein Freund Peter Deismann, der wie ich aus Berlin kam, und ich wurden an den Wochenenden nie von unseren Eltern abgeholt. Es war zu weit. Weil nur so wenige Schüler im Internat waren, blieb an diesen Tagen immer viel Kuchen übrig. Wir packten ihn ein und wanderten nach Buchenwald,

etwa eine halbe Stunde zu Fuß. Das war natürlich verboten. Aber wir waren ja auch Lausjungs. Außerdem hatten wir dort Gefangene gesehen, die im Steinbruch arbeiteten und so ausgehungert aussahen, dass wir ihnen mit dem Kuchen eine Freude machen wollten. Zwar wunderten wir uns über ihre blau-weiß-gestreiften Anzüge, aber vermuteten, dass es sich um Kriegsgefangene handelte. Kein Gedanke an KZ-Häftlinge kam uns, denn wir wussten ja nichts von Konzentrationslagern.

Sofort kamen die SS-Männer angelaufen. Ich fragte mich, warum die eine Peitsche trugen. Vielleicht eine Hundepeitsche? Dass Gefangene geschlagen wurden, war mir nicht bekannt. Wir wurden angeschnauzt, uns hier nie wieder blicken zu lassen. Natürlich drohten sie, sofort bei der Internatsleitung Meldung über uns zu machen. Aber das taten sie wohl nicht, denn die Sache hatte kein Nachspiel.

Bei einem Geländespiel mit einer anderen Schule mit Feldtelefonen erfuhr ich, dass Ettersburg in Kürze zu einer Napola, einer nationalsozialistischen Eliteschule, umfunktioniert werden sollte. Umgehend teilte ich meinem Vater dies telefonisch mit. „Das kommt überhaupt nicht in Frage!“, sagte er als Nazi-gegner. Ich sollte im Dunkeln unbemerkt nach Weimar zu einem seiner Kollegen gehen. Dort holte er mich mit dem Auto ab. Praktisch in einer Nacht- und Nebelaktion habe ich das Internat im Januar 1945 verlassen. Alle meine persönlichen Sachen sind dort zurückgeblieben. Ich hatte nicht mal ein Zeugnis!

Nach meiner „Rettung“ aus Ettersburg brachte der Vater mich nach Berlin, nach Hause. Nur zwei Tage später schlugen im Haus gegenüber von uns Granaten ein. Wir mussten mit unseren Nachbarn aus dem Mietshaus in den sog. Luftschutzkeller ziehen, sprich in unseren Wäschekeller. Von hier wurde mein Vater kurz darauf zum „Volkssturm“ eingezogen.

Protokoll: Corinna Feierabend
[\(corinnafeierabend@web.de\)](mailto:corinnafeierabend@web.de)

Als Zeitzeugin zur Aufarbeitung der Geschichte gefragt.
Von Ingrid Taegner

In den vergangenen 10 Jahren war ich als Zeitzeugin meistens zu den Themen „Mauerbau“ und „Mauerfall“ im Einsatz.

In den Dokumentarfilmen „Weihnachten 89“ im RBB und „Ein Tag im August - Mauerbau 61“ im ZDF, heute noch in der ZDF-Mediathek zu sehen, konnte ich eine größere Öffentlichkeit erreichen. Aber auch die netten Zeitzeugeneinsätze in Schulklassen zu diesen Themen habe ich in bleibender Erinnerung.

Jetzt wurde mit den Anfragen 47/22 und 94/22 das Thema „Staatssicherheit“ an mich herangetragen. Ich wurde von 1960 bis 1985 von der Staatssicherheit operativ bearbeitet. Zu schmerzlich ist die Erinnerung an meine Beschuldigtenvernehmung. Als Zeitzeugin wollte ich zu diesem Thema nicht sprechen. In der DDR-Zeit war die operative Bearbeitung durch die Staatssicherheit ein Tabuthema. Man sprach nicht darüber. Nach der Wende wurde in der Wiedervereinigungseuphorie das Thema „Staatssicherheit“ als unliebsam verdrängt. Man wollte niemandem wehtun: „Es war ja nicht alles schlecht“.

Nun ist die Zeit gekommen, dass die Zersetzungsmethoden der Staatssicherheit wissenschaftlich aufgearbeitet werden.

Unter der Vermittlungsnummer 47/22 hatte ich Zeitzeugengespräche mit Frau Helena Hotopp, Ansprechpartnerin von der Sigmund-Freud-Privatuniversität Berlin.

In diesen Gesprächen habe ich erfahren, dass von 1965 bis 1990 an der Juristischen Hochschule in Potsdam im Auftrag des Ministeriums für Staatssicherheit das Fach „Operative Psychologie“ gelehrt wurde.

Ich habe erlebt, wie mich in meiner vielstündigen Beschuldigtenvernehmung mein Vernehmer mit dem Satz „um ihr Kind machen Sie sich mal keine Sorgen, das machen WIR schon“ fertig machte. Ich wusste, dass man mir mein einjähriges Kind wegnehmen würde, um es in einem Heim zu einem glühenden Sozialisten zu erziehen.

Ich weiß aus eigenem Erleben, wie Menschen in der „operativen Bearbeitung“ durch die Staatssicherheit überwacht, kontrolliert, gefügig gemacht und zersetzt wurden.

Unter der Vermittlungsnummer 94/22 lernte ich Frau Anne Maltusch von der Universität Rostock, Klinik für somatische Medizin kennen, Ihr Forschungsgebiet sind gesundheitliche Langzeitfolgen von SED-Unrecht.

Sie vermittelte mich gleich weiter an Frau Hanna Nussmann, Fachhochschule Dortmund zum Thema „Zersetzungsmaßnahmen der Staatssicherheit“. Ihre Fragen: „Was wollte die Staatssicherheit mit der Psyche der Menschen?“ und „Welche Lebensbereiche wurden betroffen?“

Als ich 1992 Einsicht in meine Stasiakten nehmen konnte, habe ich mir diese Fragen nicht gestellt. In war nur überrascht, mit welchem Aufwand die Staatssicherheit mich als ganz einfache DDR-Bürgerin operativ bearbeitet hat. Das Abhören einer Wohnung, Aufzeichnen von Telefongesprächen, Kopieren meiner „Westpost“, Durchsuchen meiner Wohnung in Abwesenheit, Sammeln von IM-Berichten konnte ich mir in diesem Ausmaß nicht vorstellen. So perfide habe ich meinen DDR-Alltag nicht in Erinnerung. Dafür danke ich meinem „Schutzengel“.

Nach diesen Zeitzeugengesprächen habe ich meine Einwilligung in die Weitergabe von personenbezogenen Informationen aus den Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes an Forschung und Medien nach § 32, 34 Stasi-Unterlagen-Gesetz gegeben.

Von den Hochschulen werden jetzt Zeitzeugen gesucht, die ihre Lebensgeschichte im Rahmen eines biographischen Interviews erzählen möchten.

Auf unsere ZeitZeugenBörse werden in nächster Zeit verstärkt Anfragen zum Thema „Zersetzungsmaßnahmen der Staatssicherheit“ zukommen.

Ich möchte diesbezüglich Mitglieder unserer Zeitzeugenbörse ermutigen, über ihre Erlebnisse zu sprechen. Die Zeit der DDR-Diktatur sollte nicht in Vergessenheit geraten.

In eigener Sache

🌸🌸🌸🌸🌸🌸 Gratulationen 🌸🌸🌸🌸🌸🌸

Wir gratulieren allen im März geborenen Zeitzeuginnen, Zeitzeugen und Mitgliedern
11.03. Manfred Meier, 12.03. Karin Manke, 16.03. Helmut Meyer, 27.03. Gabriel Berger,
31.03. Michael Thümer

Schreibauftrag zum Thema „Die Wiederaufnahme des Schulbetriebs nach dem Zweiten Weltkrieg“

Trümmer, Chaos, Orientierungslosigkeit, Leid – das war die Situation nach der deutschen Kapitulation 1945. Und doch musste der Alltag weitergehen. Wie stellte sich das Schulleben für Kinder dar? Mit welchen Widrigkeiten und Besonderheiten waren sie konfrontiert? Liebe Zeitzeugen*innen, wenn Sie diese Zeit Ihrer Kindheit erinnern, fällt Ihnen bestimmt vieles ein, was für die Nachgeborenen spannend ist. Fassen Sie Ihre Erlebnisse vom Neustart des Schullebens nach dem Krieg zusammen. Schreiben Sie einen kurzen Bericht (ca. ein bis zwei Seiten) an den ZeitZeugenBrief, damit der Schatz Ihrer Erinnerungen auch anderen zugänglich wird.

Ankündigung für April 2023

Bitte notieren Sie schon einmal in Ihrem Kalender die folgende Veranstaltung:
In Kooperation mit der **Landeszentrale für politische Bildung** wird am **26.4.2023** um 16 Uhr in der Hardenbergstraße 22-24, 10623 Berlin ein Treffen mit dem
Redakteur und Reporter Ansgar Hocke
stattfinden, in dem es um den Wert des öffentlich rechtlichen Rundfunks geht, seiner langjährigen Arbeitsstätte
Näheres in der nächsten Ausgabe des ZeitZeugenBriefes.

Impressum

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder!
V.i.S.d.P: Jens Splettstöhser, Redaktion: Eva Geffers, redaktionelle Mitarbeit: Elli Tellmann, Lektorat und
Layout: Margot Schmezer

ZeitZeugenBörse e.V., Togostr. 74, 13351 Berlin, ☎ 030-44046378

Mail: info@zeitzeugenboerse.de – www.zeitzeugenboerse.de

Bürozeiten: Montag, Mittwoch, Freitag 10 – 13 Uhr

Redaktionsschluss ist der 15. des Monats vor jeder Ausgabe. Kürzungen und Bearbeitungen der Beiträge bleiben der Redaktion vorbehalten. Den Wunsch nach Kontrolle vor der Veröffentlichung bitte extra und mit Tel.-Nr. vermerken.

Über Spenden freuen wir uns sehr: Bank für Sozialwirtschaft

BIC: BFSWDE33BER

IBAN: DE83 1002 0500 0003 3407 01

Typowerk Design und Druck

BODONI Vielseithof, Buskower Dorfstraße 22

16816 NEURUPPIN/OT BUSKOW

☎ 033915109095, FAX: 030-28387568, Mail: info@bodoni.org

Die ZeitZeugenBörse e.V. wird gefördert von der Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales